7. Jahrgang · Nr. 13 · Berlin, den 16. Juni 1943
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

Der einzige Wetterflieger mit dem Ritterkreuz

Spät am Abend war der Einsatzbefehl gekommen. Oberleutnant Schütze setzt mit einem Meteorologen am Abend noch den Kurs auf der Navigationskarte ab

PK-Aufnahme: Kriegsberichter Maximilian Künzner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0121

gefördert durch
Baden-Württemberg

Wetterflieger im täglichen Kampf gegen das Wetter

Von der Wetterwarte werden vor dem Start noch die letzten Meldungen über die Wetterlage eingeholt. Der Leiter der Wetterwarte zeigt den Fliegern, u. a. dem einzigen bisher mit dem Ritterkreuz ausgezeichneten Wetterflieger Oberleutnant Schütze, die Wanderungsgebiete der Hochs und Tiefs. Für den Fall einer Schlechtwetterlage bei Rückkehr werden Ausweichhäfen festgelegt, auf denen die Maschine dann eine Zuflucht finden kann

Immer tiefer dringen wir in die Lichtflut des opalblauen Himmels ein. In 4000 Meter Höhe werden die Sauerstoffmasken angelegt, und nun sehen die Männer in der Maschine wie urwelthafte Rüsseltiere aus, wie Wesen aus einer anderen Welt, die einsam durch das weite Luftmeer schweben

Bei dem Höhenflug hat ein automatisches Gerät, der Meteorograph, das Steigen und Fallen von Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeit in drei nebeneinander liegenden Kurven aufgezeichnet und so dem Meteorologen einen Querschnitt durch die Wetterlage in dem durchflogenen Höhengebiet vermittelt. Der Meteorologe greift mit dem Zirkel die Kurven ab und rechnet sie um, die Werte werden an die Wetterwarte gefunkt

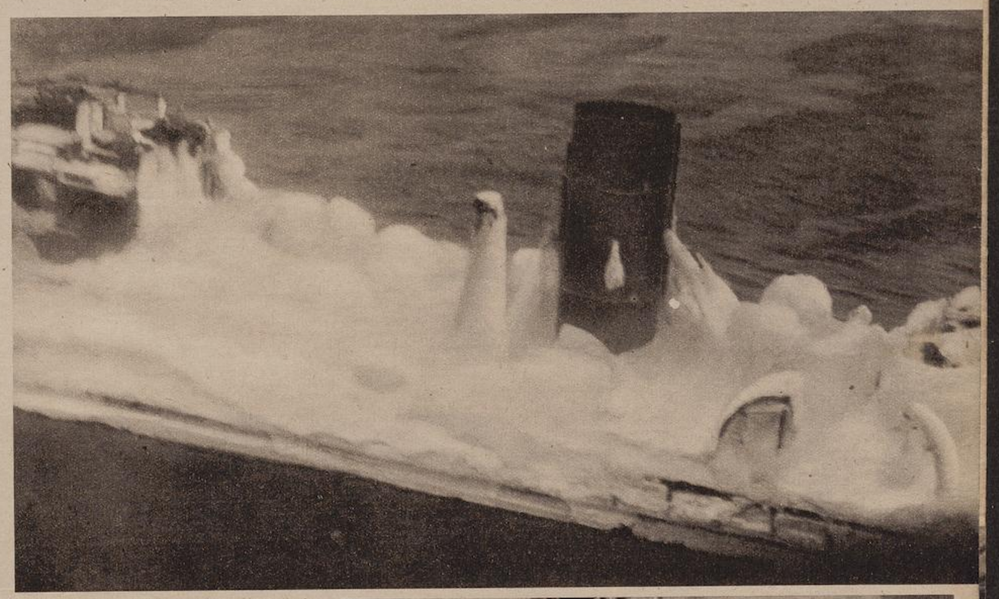
Die Maschine verläßt den Höhenkurs und setzt wieder zum Tiefflug an. Schwindelnd steile Felsschründe fallen zu Tal

DIE METEOROLOGISCHE AUFGABE DER LUFTWAFFE

Wo in der Unendlichkeit des Meeres die warmen Wasser, die der Golfstrom vom anderen Ende der Welt, aus der Karibischen See, heranträgt, zwischen den kalten Wogen strömen, bilden sich Luftbewegungen und Temperaturgefälle, Eiswolken und Schönwetterlagen, die in ständigem Wirbel auf diesem großflächigen Raume aufeinanderprallen, sich stoßen und quetschen, über das Festland dahinfluten und von hier aus die Wetterlage beeinflussen. Diese Strömungen und Störfelder zu erforschen, ihre Lage und Wanderrichtung festzustellen, ist Aufgabe der „Wetterflieger", die im entsagungsvollen, gefährlichen und meistens unbekannten Einsatz ihre Pflicht erfüllen. Hier beginnt nun die Tätigkeit jener Fachleute, deren Beruf im Frieden kaum bekannt war. Meteorologen, die zusätzlich eine besondere Ausbildung erfahren haben, erfüllen hier jetzt in Kriegszeiten in der Uniform der Luftwaffe als Soldaten ihre Pflicht. Und diese Pflicht ist wahrhaftig nicht leicht, denn selbst an solchen Tagen, an denen alle Flugzeuge Startverbot haben, muß der Wetterflieger zu seinem täglichen Einsatz starten, von dem schon manche Besatzung nicht zurückkehrte, verschollen blieb in der Weite des Meeres, dessen Wogen jede Spur des Soldatengrabes verspülen.

EIN BILD- UND TEXT-BERICHT VON KRIEGSBERICHTER MAXIMILIAN KÜNZNER UND DR. ERICH LORENZ

Noch einmal gleitet der Blick über die Zinnen der Berge, dann versinken sie hinter unserem Heimatkurs



Als letzter Zeuge einer Geleitzugschlacht liegt ein tödlich getroffener Dampfer, dessen Mittelschiff in den Winterstürmen unter einem Eispanzer begraben wurde

Nach der Landung werden die von den Fliegern erkundeten Ergebnisse sofort in der Auswertstelle kartenmäßig festgelegt. Aus der Vielzahl beobachteter Punkte, aus den verschiedenen Werten von Luftdruck, Feuchtigkeit, Temperatur und aus den beobachteten Wolkenbildern entsteht so allmählich vor dem kundigen Meteorologen ein geschlossenes Bild der Wetterlage. Unter Zugrundelegung der meteorologischen Ergebnisse der Wetterstationen des Festlandes wird dem Meteorologen die Möglichkeit gegeben, die Wetterlage vorauszubestimmen, und damit die Unterlagen zu geben, nach denen dann die verschiedenartigen Kampfmittel der Luftwaffe für die anzugreifenden Feindziele eingesetzt werden können

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0122

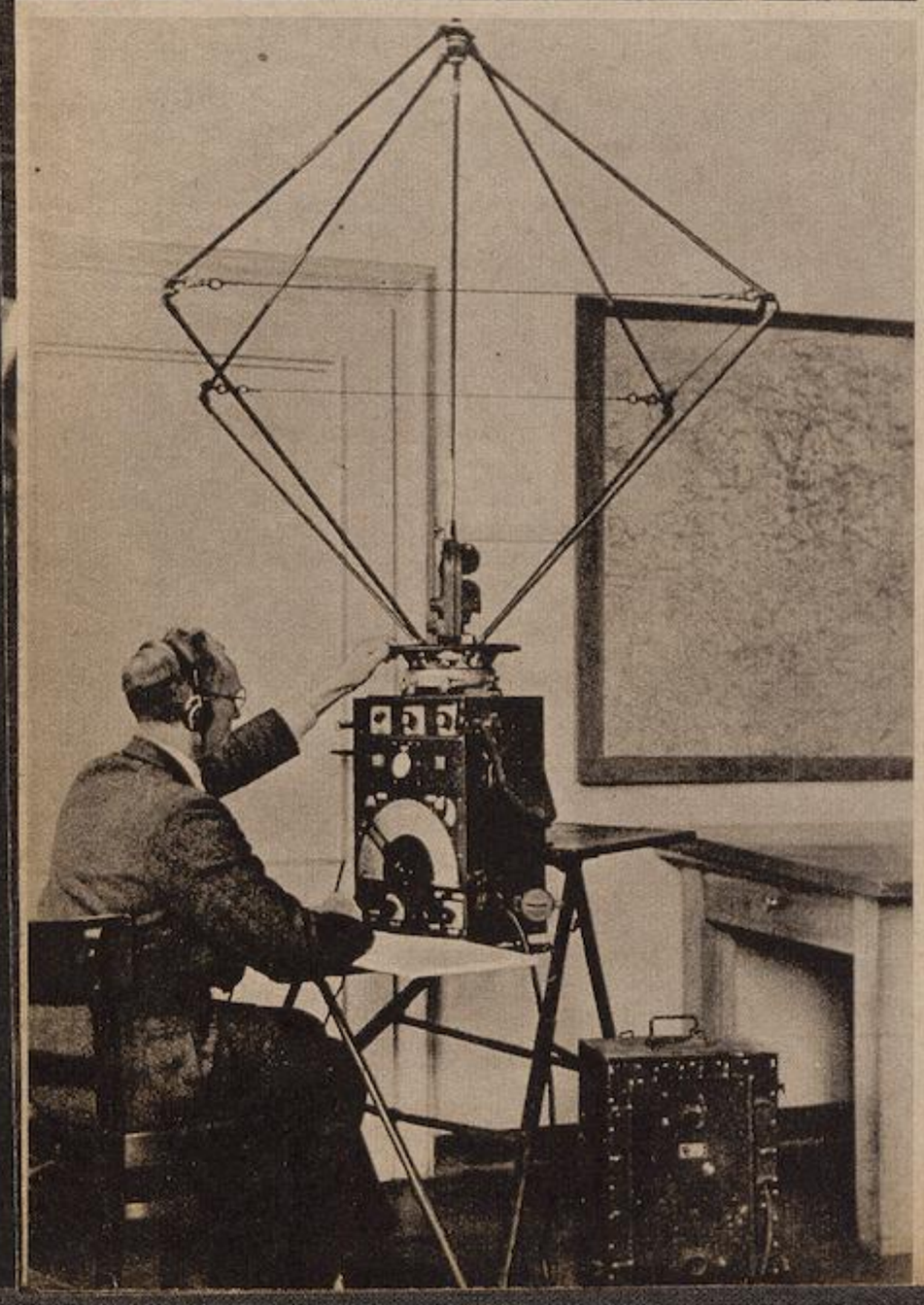
gefördert durch
Baden-Württemberg

FUNK AUS DER STRATOSPHÄRE

Ein wichtiger Verbündeter der Luftwaffe ist das Wetter. Es kann ein guter Verbündeter, aber auch ein hartnäckiger Gegner werden. E ist deshalb notwendig, la fend über die Wetterlage vom Nordkap bis zum Mittelmeer Bescheid zu wissen. Da sich die Wettervorgänge hauptsächlich in großen Höhen abspielen, setzt man zur Erforschung des Wetters die verschiedensten Mittel ein. U. a. läßt man, wie unser Bericht über die Wetterflieger auf S. 2 und 3 zeigt, Flugzeuge aufsteigen, die ihre Messungen zwar in geringeren Höhen, jedoch über weitere Entfernungen hinweg durchführen. Registrierballone und Wetterdrachen steigen in größere Höhen auf. Bis in die Stratosphäre jedoch steigen nur die Radiosonden (Bild links oben im Kreis). Diese Radiosonden sind Meßinstrumente, die an einen kleinen, frei fliegenden Ballon gekoppelt sind und einen winzigen Kurzwellensender bergen, der die Messungen der Instrumente, Temperatur, Luftdruck, Windrichtung und Windgeschwindigkeit selbsttätig nach unten meldet, sodaß die Messungen für die Beurteilung der jeweils herrschenden Wetterlage ausgewertet werden können. Diese Wettererkundung durch Radiosonden ist eine noch junge Methode zur Erforschung der Wetterlage in großen Höhen. Obwohl bereits eine große Anzahl von Radiosonden vorhanden ist, ist die Entwicklung noch nicht abgeschlossen.

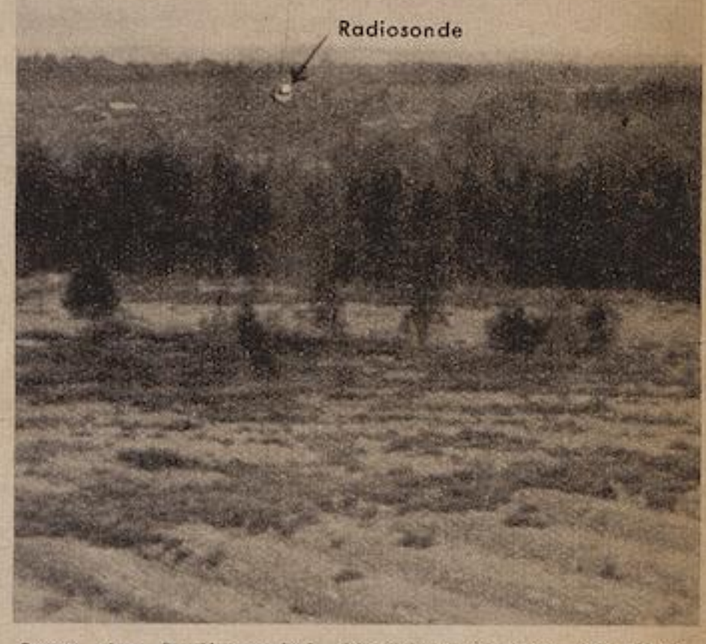
Ein Wort- und Bildbericht von Kriegsberichter Josef Lagemann

Der Mikrosender! Heizakku, Röhre, Mikroanode, Kleinstmotor geringsten Ausmaßes und Gewichtes werden für den Mikrosender verwendet. Die Zigarettenschachtel und die Zigarette auf dem Bild deuten die Größenverhältnisse an

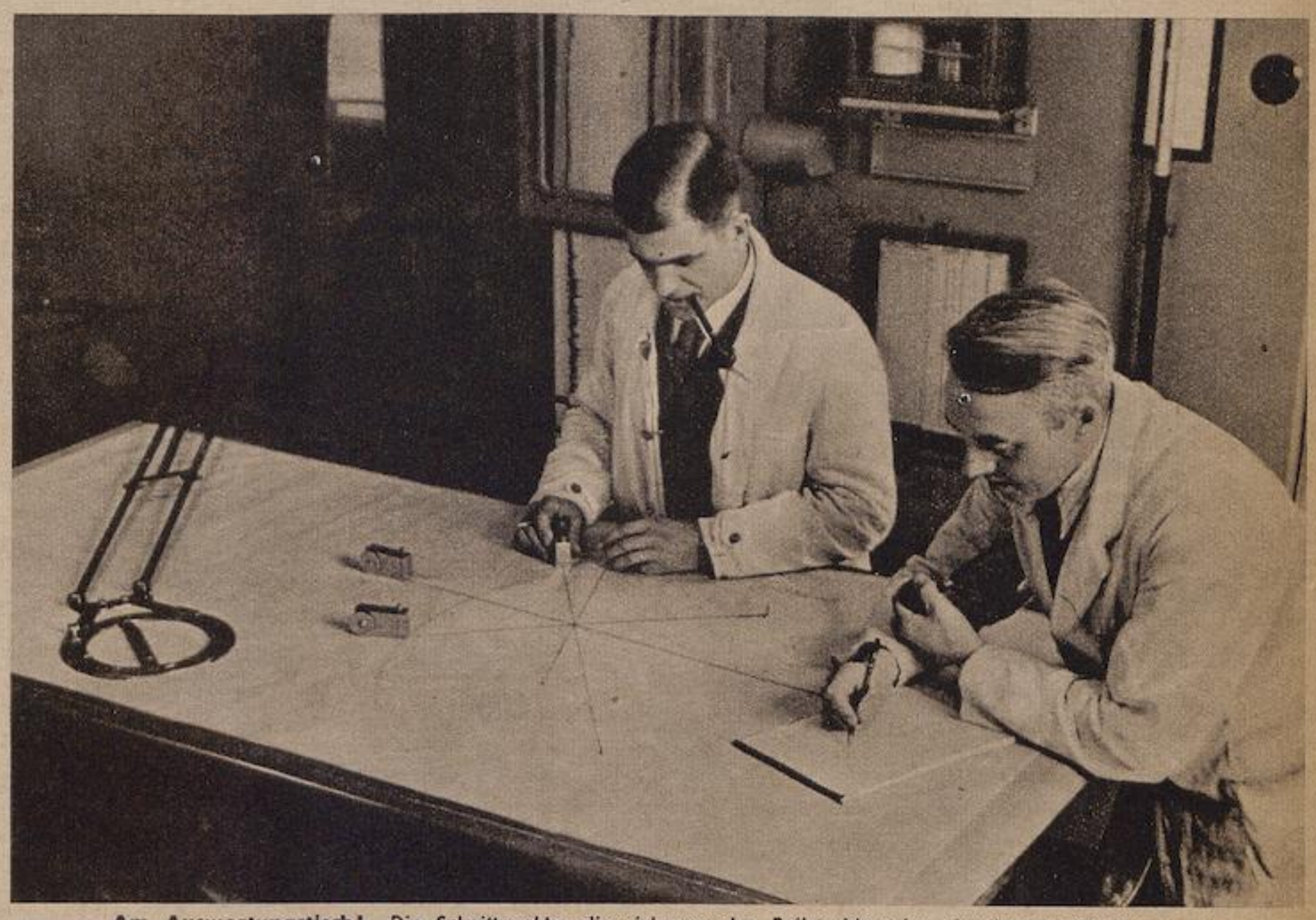


Links: **Die Radiosonden-Aufnahmestation!** Hier werden alle Werte, die die „kleine Wetterwarte" aus der Atmosphäre auf die Erde herabsendet, aufgefangen und registriert

Am Rahmenpeiler! Der Mikrosender erschöpft sich nicht allein mit der Bestimmung von Feuchtigkeit, Druck und Temperatur. Zur Erforschung der Höhenwindverhältnisse wird er von mehreren Stellen mit einem Empfänger angepeilt



Start der Radiosonde! Als Triebkraft dient der Radiosonde ein Trageballon, der sie in große Höhen entführt. Er ist mit der Radiosonde durch ein langes Seil verbunden. Platzt der Trageballon, so kann der schwachgefüllte, kleine Signalballon das Gerät nicht mehr tragen. Die Radiosonde, an der ein Briefumschlag mit genauen Verhaltungsmaßnahmen für den Finder befestigt ist, sinkt an einem Fallschirm zur Erde. Über der Landestelle steht als weithin sichtbares Zeichen der kleine, rote Signalballon



Am Auswertungstisch! Die Schnittpunkte, die sich aus den Peilstrahlen der einzelnen Meßstellen ergeben, bieten die Möglichkeit zur Bestimmung von Windrichtung und Windstärke auch dann, wenn der Ballon vom Boden aus nicht zu sehen ist. Beschädigungen an der Radiosonde werden sofort in der eigenen Werkstatt repariert

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0123
gefördert durch
Baden-Württemberg

Grundelemente im Panzerbau

Von Kriegsberichter Gert Habedanck

An den modernen Panzer werden vielseitige Anforderungen gestellt: Er muß eine hohe Feuerkraft besitzen, soll schnell und wendig, stark gepanzert und führungsfähig (durch Funkanlage usw.) sein. Es ist unmöglich, praktisch einen Kampfwagen herzustellen, der gleichzeitig alle diese Eigenschaften im höchsten Grade vereint. Denn eine schwere Panzerung führt zu hohem Gewicht. Großkalibrige Bestückung macht den Panzer gleichfalls schwerer. Ebenso bedeutet die Ausrüstung mit einer Funkanlage und der dazugehörigen Bedienung neues Gewicht, denn dadurch muß auch wieder der umpanzerte Raum vergrößert werden. Um diese Zusatzlasten zu schleppen, ist ein starker Motor mit großem Brennstofftank nötig, wodurch der umpanzerte Raum wieder vergrößert wird. Es müssen hier also Kompromisse geschlossen werden. Im übrigen sind der Entwicklung des Panzers auch noch von anderer Seite feste Grenzen gesetzt:

1. Panzer müssen auf der Eisenbahn transportiert werden, sie dürfen also eine gewisse Breite nicht überschreiten, die sich nach der Spurweite der Bahn richtet.

2. Die Länge des Panzerwagens darf im Verhältnis zu seiner Breite eine bestimmte Proportion nicht überschreiten. Ein überlanges Fahrzeug würde im Gelände nicht genügend wendig sein.

3. Im Panzerraum muß eine erhebliche Menge von Granaten untergebracht werden. Mit jeder Verstärkung der Panzerkanone wächst dieser erforderliche Raum in der Potenz.

4. Das Gewicht des Panzers ist nur theoretisch unbegrenzt. Praktisch würde ein Panzer von 100 Tonnen wegen dauernder Transportschwierigkeiten, wegen zu schwacher Brücken und Straßen nur beschränkt einsatzfähig sein.

Auf diesen Grundelementen basiert der Panzerbau in der ganzen Welt. Je nach ihrer taktischen Einstellung jedoch sind die Panzerkonstrukteure aller großen Militärstaaten verschiedene Wege gegangen. Im großen kann man zwei Hauptrichtungen in der Entwicklung und im Bau moderner Kampfwagen unterscheiden:

1. Der Typ des Infanteriepanzers. Er ist sehr stark geschützt, hat aber geringe Geschwindigkeit, kleinen Aktionsradius und verhältnismäßig schwache Bestückung.

2. Der Typ des Offensivpanzers. Er verzichtet auf starke Panzerung, ist aber mit schweren Angriffswaffen bestückt und kann bei hoher Geschwindigkeit weite Strecken zurücklegen.

Zwischen diesen extremen Tendenzen gibt es natürlich noch die verschiedensten Kompromißlösungen. Im allgemeinen kann man jedoch feststellen, daß die neuesten Konstruktionen mehr für einen speziellen taktischen Zweck konstruiert sind, während früher die Konstrukteure sich immer noch bemüht haben, allen Erfordernissen gleichzeitig Rechnung zu tragen. Wenn man die Panzer der verschiedenen Länder etwas gewaltsam in bestimmte Kategorien einordnen will, dann kann man sagen, daß die Franzosen besonders die Sicherheit der Besatzung berücksichtigt haben. Englische und amerikanische Panzer sind mehr auf ihre Offensivstärke hin konstruiert. Die Sowjets haben versucht, bei ihren neuesten Konstruktionen größtmögliche Feuerstärke mit starker Panzerung zu vereinen und sich dabei notwendigerweise auf einen geringeren Aktionsradius beschränkt.

Die Besatzungsstärke des modernen Panzers ist ebenfalls eine sehr umstrittene Frage. Für jeden Mann mehr muß der umpanzerte Raum vergrößert werden. Am günstigsten für den taktischen Einsatz ist es, wenn ein Fahrer, ein Funker, ein Lade- und ein Richtschütze und ein Panzerkommandant vorhanden sind. Es ist natürlich möglich, die Funktionen dieser fünf Besatzungsmitglieder auf zwei Mann zu verteilen. Diesen Weg sind z. B. die Franzosen mit einer ihrer in großem Umfang gebauten Vorkriegskonstruktionen gegangen. Heute kann man diese Lösung wohl als veraltet bezeichnen. Wenn nämlich ein Mann die Kanone richten und laden, den Panzer führen und womöglich noch funken soll, so kann er diese Arbeiten im Gefecht nicht mehr voll ausführen. Beim Laden verliert er das Ziel in der Visierlinie, beim Funken wird er von der Beobachtung des Geländes und der Führung seines Fahrzeuges abgelenkt.

Die neuesten Konstruktionen berücksichtigen also durchweg eine Besatzungsstärke von fünf Mann. Beim T 34 der Sowjets ist allerdings der Panzerkommandant gleichzeitig Richtschütze. Da er durch die Zieloptik sowieso das Gelände beobachtet, kann er diese beiden Funktionen auch einigermaßen gut vereinen.

In der technischen Konstruktion haben die neuen Panzer der kriegführenden Staaten eine Entwicklungsstufe erreicht, die ohne grundlegende Erfindungen nicht mehr wesentlich zu überbieten ist. Es ist hierbei sogar eine ziemlich weitgehende Angleichung der verschiedenen Konstruktionen festzustellen. Verschieden ist nur noch die Auffassung über die Verwendung von Gußpanzerung und Walzplatten. Bei Gußpanzerung ergeben sich erhebliche Vorteile im Großserienbau. So ist der große amerikanische Sherman-Tank weitgehend aus Gußstücken zusammengesetzt. Dafür muß jedoch ein erhebliches Mehrgewicht in Kauf genommen werden. Eine gewalzte Panzerplatte ist nämlich um ein rundes Drittel leichter als ein Gußpanzer, der den gleichen Schutz bietet. Aus diesem Grunde sind die deutschen Panzer aus gewalztem Stahl gebaut.

Größere Fortschritte als der Panzerbau selbst hat die Entwicklung der panzerbrechenden Artillerie gemacht. So ist z. B. die Durchschlagkraft der langen 8,8-Kanone, über die unser „Tiger" verfügt, höher als die Durchschlagkraft aller bisher gebauten Panzerkanonen. Vorläufig gibt es keinen Panzer in der Welt, der dieser Waffe widerstehen kann.

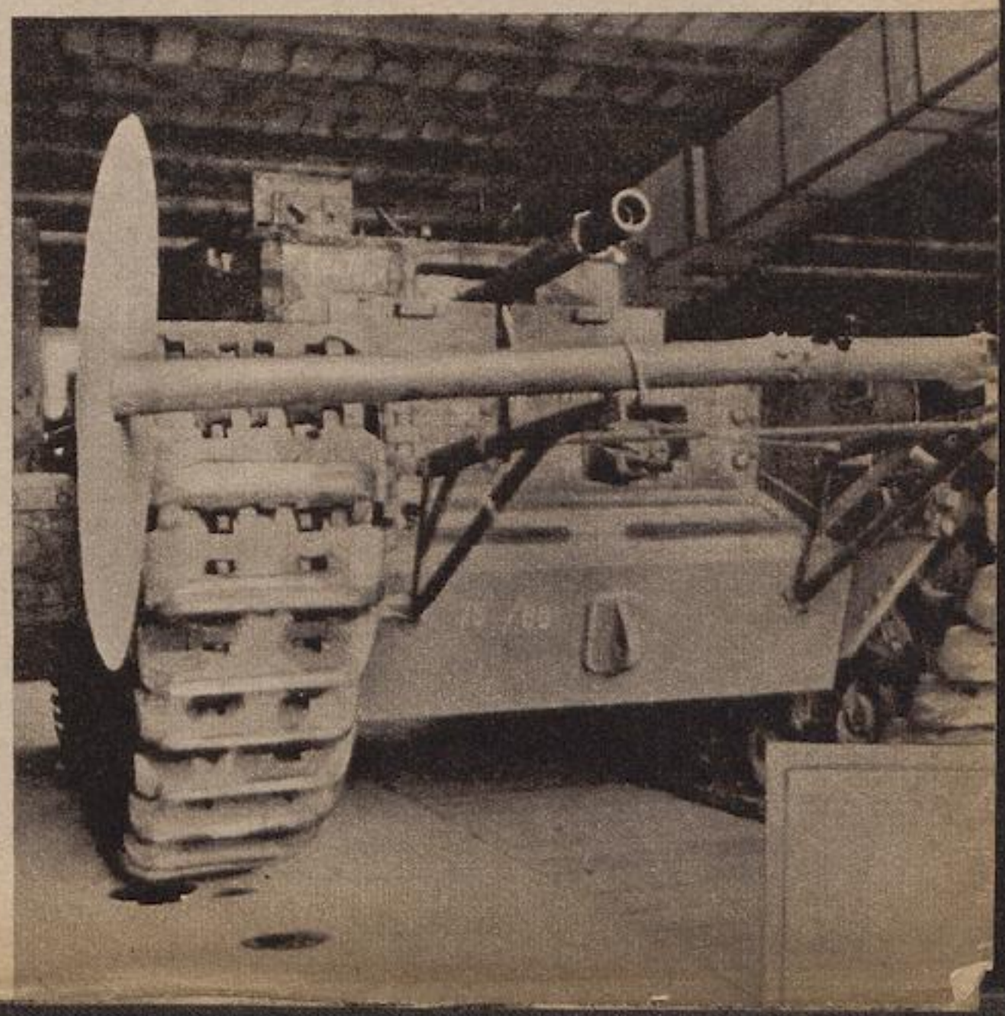
Ein Amerikaner vom Typ „General Lee" in der Erprobung. Dieses ist eine ältere Konstruktion der Vereinigten Staaten mit gegossener Kuppel und aus Panzerplatten genietetem Rumpf. Es handelt sich hier um eine bereits überholte Konstruktion. Das Beutestück stammt vom östlichen Kriegsschauplatz

Ein amerikanischer „General Sherman" auf dem Versuchsstand. Im Vordergrund eine Typentafel mit den ermessenen Daten. Die Beschriftung auf dem Panzer zeigt die festgestellten Wandstärken des Panzers. Der „General Sherman" ist aus dem „General Lee" entwickelt. Die Seitenkanone ist in Fortfall gekommen, der gesamte Rumpf ist aus Gußstücken zusammengebaut. Hierdurch hat der „General Sherman" sein besonderes Gesicht bekommen

Links: Mit dieser Adresse versehen, kam der „General Sherman" von Afrika nach Deutschland. Das Balkenkreuz am Turm zeigt, daß der Amerikaner zeitweise von unseren Truppen im Kampf eingesetzt war

*

Rechts: Ein Beutepanzer von Dieppe. Er gehört zu dem englischen Kreuzertyp. Für den besonderen Landungseinsatz ist er mit einem Sprengstoffträger (Stange und Scheibe ganz vorne) versehen. Außerdem kann er mit einer großen Gummidecke behelfsmäßig abgedichtet werden, so daß er dann bis zum Turmluk hinauf watfähig wird



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0124

gefördert durch
Baden-Württemberg

„Unsere Kosaken"

Der Kommandeur des Kosakenregiments, Oberstleutnant K. (links), *und sein Adjutant, Major B.* (rechts). *Beide sind Offiziere der alten Zaren-Armee* • Unten rechts: *Nach alter Tradition schläft der Kosak neben seinen Waffen. Auch die schweren Maschinengewehre stehen daher sauber nebeneinander aufgereiht im Schlafsaal der Schwadron*

Das deutsche Heer kämpft im Osten nicht nur gegen die Sowjetarmee an der Front, sondern auch gegen die Banden im Rücken. Gegen diesen zweiten Feind sind aber gleichzeitig auch neue Freunde in unsere Reihen getreten. Freiwillig meldeten sich neben Ukrainern und Weißrussen, neben Tataren und Kaukasiern vor allem die Kosaken. Denn wer ein Kosak ist, muß die Sowjets hassen. Der Bolschewismus hat nicht nur versucht, die patriarchalischen Sitten und Gebräuche der Kosaken auszurotten. Er wollte auch die Kosakenstämme selbst vernichten. Ganze Dörfer am Don, am

Der Stabsarzt des Regiments (oben) *und ein Kosak aus dem Terekgebiet* (unten). *Haarlocke und schief getragene Pelzmütze sind die besonderen Kennzeichen der Kosaken*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0125

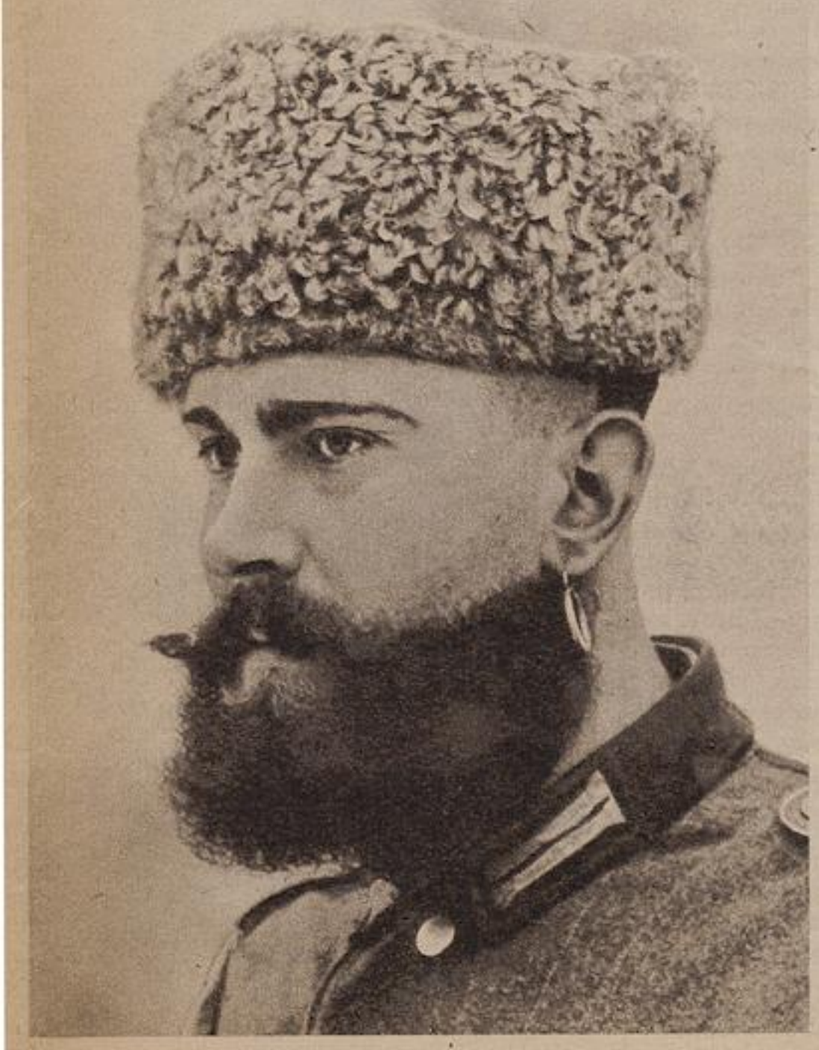
gefördert durch
Baden-Württemberg

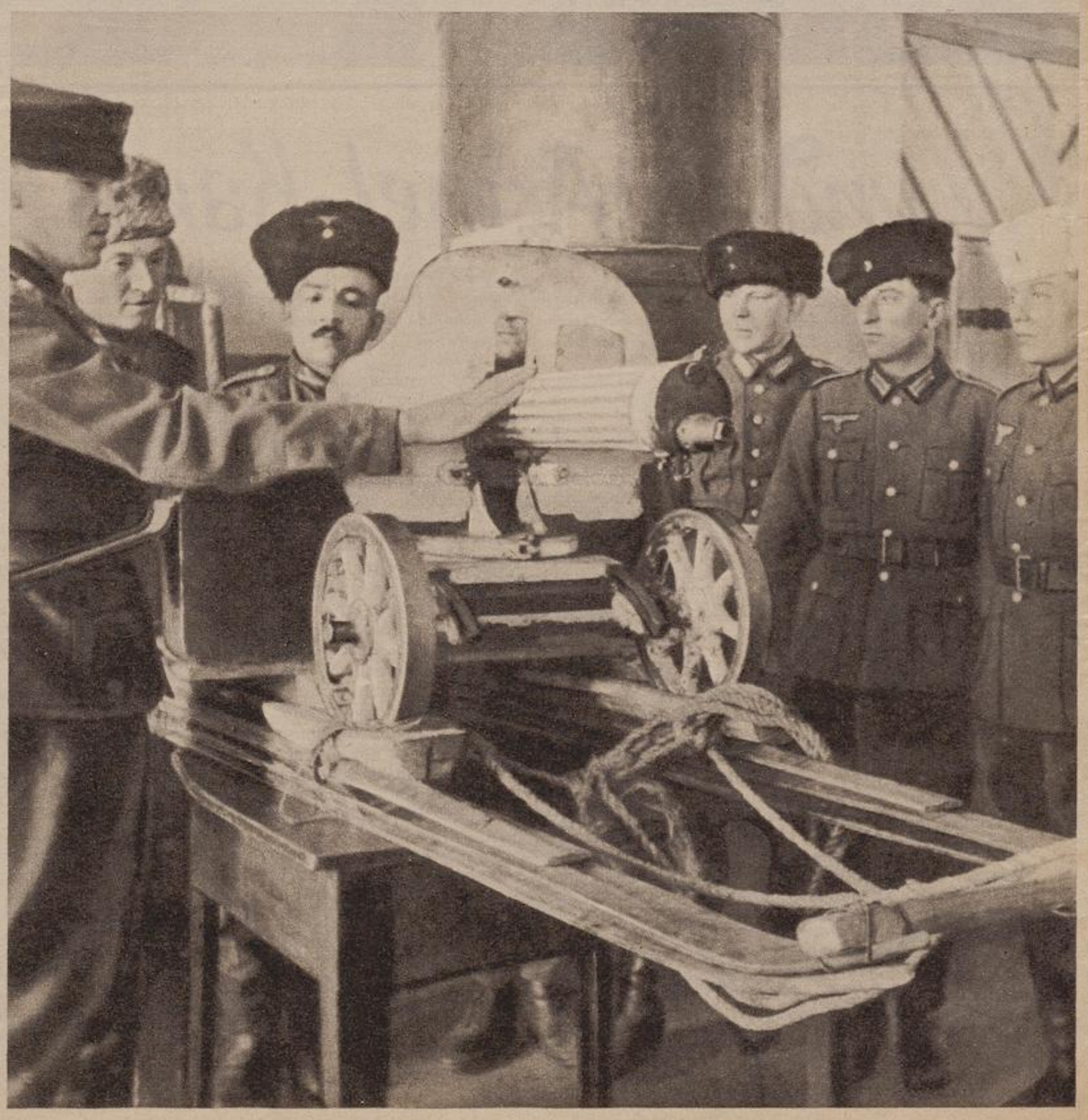
In wildem Rhythmus stampfen die tanzenden Kosaken den Boden. Die Seitengewehre funkeln. Kameraden stehen im Umkreis und klatschen den Takt · Unten: *Instruktionsstunde im Kosakenrevier. Der Wachtmeister* (links) *unterrichtet über das schwere MG der Sowjets, das im Sommer auf Rädern, im Winter auf Schneekufen gezogen wird*

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Bohnen

Kuban und am Terek wurden entvölkert. Die Einwohner kamen nach Sibirien. Tausende gingen in den Arbeitslagern der NKWD (sowjetische Geheimpolizei) zugrunde. Dafür wurden fremde, willfährigere Stämme aus Transkaukasien in den uralten Heimatdörfern der Kosaken angesiedelt. Aber der Lebensnerv der Kosaken wurde nicht durchschnitten. Ihr Haß ist nur gewachsen. Mit Feuereifer jagen sie die sowjetischen Banditen. Dabei entgeht ihrem scharfen Auge keine verdächtige Spur, keine verräterische Bemerkung ihrem aufmerksamen Ohr.

Vollbart und Ohrringe sind Mode in den Kosakendörfern am Kuban. Auch hier haben die Sowjets versucht, Großrussen und andere Völker als Spitzel anzusiedeln





UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

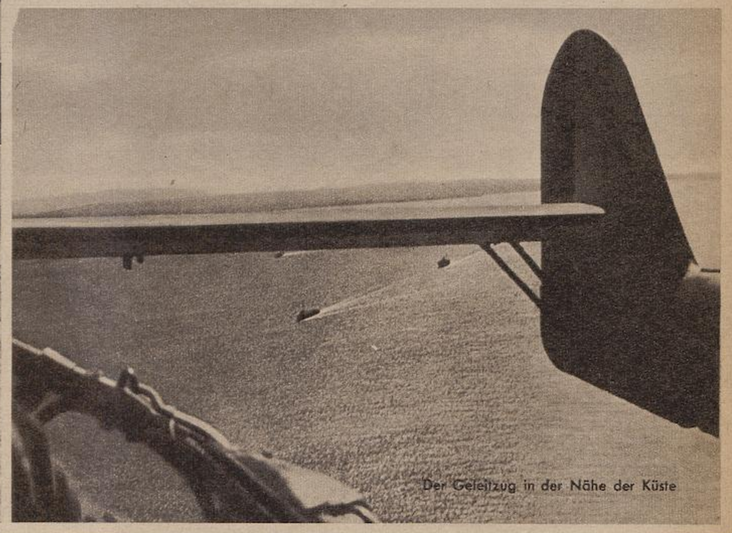
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0126

gefördert durch
Baden-Württemberg

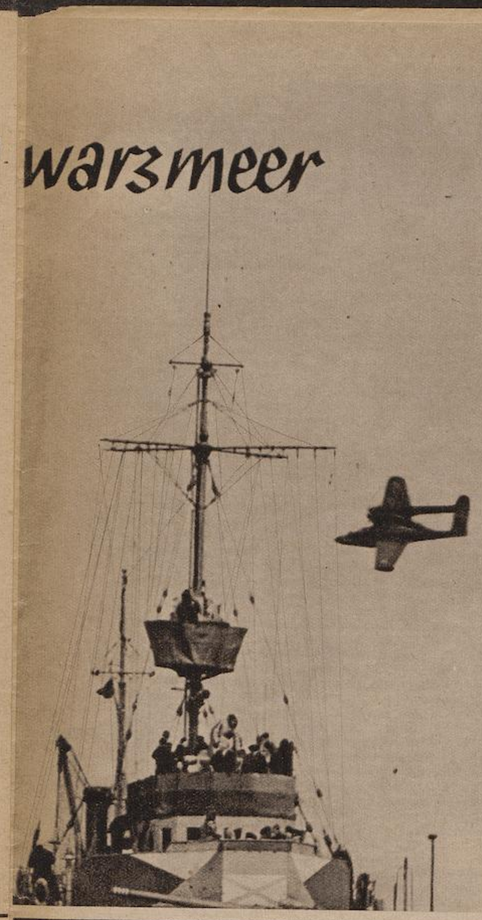
Deutsches Geleit im Schwarzmeer

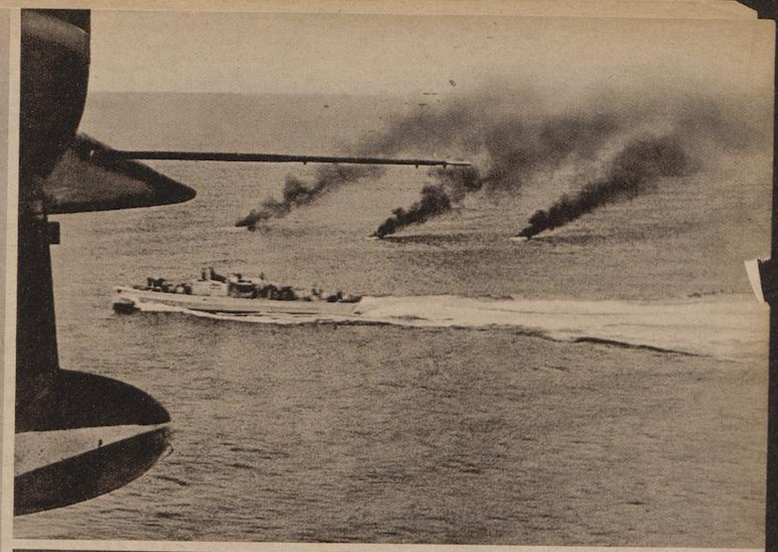
Neben der Landversorgung der im Süden der Sowjetunion stehenden deutschen Truppen geht auch ein Teil des Nachschubs über See. In enger Zusammenarbeit mit der rumänischen Kriegsmarine fahren dauernd deutsche Geleitzüge von ihren Ausgangsbasen durch das Schwarze Meer und versorgen die in den Küstenstädten liegenden deutschen und verbündeten Truppenteile. Diese Geleitzüge unterliegen oft den Angriffen sowjetischer U-Boote und Flugzeuge. Sie werden deshalb dauernd zur Luft von deutschen Aufklärern, Jägern und Kampfmaschinen geschützt, die den Kampf gegen Feindangriffe zu bestehen haben. Darüber hinaus werden die Geleitzüge durch deutsch-rumänische Seestreitkräfte gesichert. Jeder Frachter besitzt außerdem an Bord wirkungsvolle Abwehrwaffen.

arineflugzeuge haben über See aufgeklärt und sie feindfrei gefunden. er Geleitzug läuft deshalb in den Abendstunden aus. Schnellboote umeisen ihn, dabei dauernd nach feindlichen Flugzeugen Ausschau haltend



Der Geleitzug in der Nähe der Küste





Oben: Feindliche Bomber sind gesichtet. Sie versuchen, den Geleitzug anzugreifen, doch deutschen Flugzeugen gelingt es, sie sämtlich abzuschießen. Rauchfahnen zeigen die Aufschlagstellen der abgestürzten Maschinen

Links: Deutsche Aufklärer umkreisen den Geleitzug, um feindliche U-Boote und Luftstreitkräfte auszumachen

PK-Aufnahmen: Deutsche Wochenschau

Rechts: Nach dreißigstündiger Seefahrt ist endlich der Bestimmungshafen erreicht. Das Geleit ist sicher über das Schwarze Meer gebracht worden

... und im Ärmel-Kanal

„In den Morgenstunden des 29. Mai 1943 kam es im Seegebiet von Dünkirchen zu einem Gefecht zwischen deutschen Sicherungsstreitkräften und einem britischen Schnellbootverband. Im Verlaufe des Gefechtes, das sich auf nächste Entfernung abspielte, verlor der Feind insgesamt fünf Schnellboote, zwei weitere erlitten schwere Beschädigungen und gerieten in Brand. Es wurden Gefangene eingebracht. Unsere Streitkräfte sind vollzählig in ihre Stützpunkte zurückgekehrt"

In den frühen Morgenstunden des 29. Mai 1943 kam nördlich von Gravelines im Seegebiet vor Dünkirchen ein Verband leichter deutscher Sicherungsstreitkräfte mit einem starken Verband britischer Schnellboote ins Gefecht. Der Feind wartete in Lauerstellung und wurde durch einen Dunstschleier aufs beste begünstigt. Unsere in diesem gefährdeten Seegebiet oftmals bewährten Besatzungen ließen sich jedoch nicht überraschen. Es gelang ihnen rechtzeitig, mehrere Feindboote aufzuscheuchen und sie aus nächster Nähe — z. T. passierten die Fahrzeuge auf 20 Meter — unter ein konzentrisches Feuer zu nehmen. Jeder Schuß war ein Treffer. Wenige Augenblicke später fing eines der britischen Torpedo-Schnellboote Feuer und brannte gleich darauf über die ganze Länge seines Oberdecks. Unterdes versuchte ein zweites Boot mit laut heulenden Motoren und weißleuchtender Hecksee aus dem gut liegenden Feuer zu entkommen. Es wurde jedoch ebenfalls schwer getroffen. Zwei hohe Stichflammen schossen empor. Mit starker Schlagseite trieb das Boot an unseren Fahrzeugen vorbei, kenterte kurz darauf und versank.

Inzwischen formierten sich unsere Fahrzeuge zu neuem Angriff auf eine andere Feindgruppe, die von der Landseite her an unseren Verband heranzukommen suchte. Auf beiden Seiten wurde aus allen Rohren geschossen, als plötzlich aus dem Dunstschleier ein Feindboot mit äußerster Kraft herangeprescht kam. Der Kommandant eines unserer Fahrzeuge erkannte rechtzeitig die günstige Lage zum Rammstoß. Aber der Versuch mißlang. Mittlere und leichte Geschosse hatten während dieses entschlossenen Manövers jedoch das feindliche Boot schwer gezeichnet, bevor es wieder im Dunkel verschwand. Unterdes liefen zwei weitere Feindboote in den durch das Manöver entstandenen Kessel und lagen Augenblicke später im schwersten Beschuß unserer gesamten Boote. Der Gegner versuchte verzweifelt, durch Fahren enger Kreise und sonstige Rudermanöver aus dem vernichtenden Feuer zu entkommen. Es gelang ihm nicht. Im direkten Beschuß unserer Waffen brach das eine Boot in der Mitte durch. Inzwischen hatte das zweite der eingekreisten Boote Feuer gefangen und versucht, seinen Untergang vor Augen, eines unserer Boote zu rammen. Der verzweifelte Versuch mißlang. Das brennende Boot erhielt einen Fangschuß und explodierte. Teile seiner Besatzung wurden aus dem Wasser aufgefischt.

Während dieser Ereignisse kämpfte eine andere Gruppe unserer Boote gegen weitere Teile des auseinandergezogenen feindlichen Schnellbootverbandes. Hier gelang es im Verlaufe des Gefechts dem Gegner, eines unserer Fahrzeuge abzudrängen. Mit aller Vorsicht tasteten sich die Feindboote an den Abgedrängten heran und konzentrierten auf ihn ihr Feuer. Aber unsere in vielen Kanalfahrten hart gewordenen Männer hielten entschlossen an ihren Geschützen aus und schossen, was die Rohre hergaben. Hier und dort traten Ausfälle ein. Ein unglücklicher Treffer beschädigte in diesem Hexentanz die Ruderanlage. Das Boot fing an, im Kreis zu laufen. Nun erst wagten sich die Briten näher heran. Ihre Absicht war klar: Sie wollten das Boot entern. Aber die deutsche Bootsführung kam ihnen durch ein geschicktes Maschinenmanöver zuvor, so daß die bereits an Deck antretende Entermannschaft über Bord fiel. Gleichzeitig hagelten nun vom Deck des bereits als sichere Beute geglaubten deutschen Bootes zahlreiche Handgranaten auf die Briten herab und rissen schwere Lücken in ihre Mannschaften. Währenddessen fing das Boot Feuer. Aber es war keine Zeit, sich weiter darum zu kümmern. Durch ein neues Maschinenmanöver gelang es trotz des Ruderschadens, noch ein weiteres Boot am Rumpf zu beschädigen. Während hier der Enterversuch abgeschlagen wurde, hatten andere Fahrzeuge dieser Gruppe ein weiteres Schnellboot in die Zange genommen und so schwer beschädigt, daß es noch während des Beschusses unterging.

So wurde wieder ein Vorstoß gegen die deutschen Geleitwege im Kanal und vor der holländischen Küste zu einer schweren Niederlage für die englischen Schnellboote. Die britische Admiralität hat erst unter dem Druck der Ereignisse und nachdem ihr durch den Wehrmachtbericht bekanntgeworden war, daß Zeugen des Gefechtes als Gefangene in unsere Hände gefallen waren, zu dieser schweren Niederlage Stellung genommen.

PK-Zeichnung: Kriegsberichter Friedel

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0127

gefördert durch
Baden-Württemberg

Nahrhafte, wohlschmeckende

Gebäcke

trotz verminderter Zutaten gelingen Ihnen nach den „Zeitgemäßen Rezepten" von

Dr. August Oetker, Bielefeld.

Die deutschen Kaffeemittel sind vorbildlich in Europa!

FRANCK

SEIT 1828

Kein Messinstrument ist genau genug ....

Nur mit Hilfe der Interferenz-Erscheinungen reflektierten Lichtes gelingt die Prüfung der Linsen der Schneider-Objektive bis auf 1/10000 mm Genauigkeit.

Diese ultramikroskopische Feinheit fordert zwingend, daß Sie Ihr

Schneider – Xenar – Xenon oder – Angulon

vor Staub, Schweiß oder groben Tüchern schützen.

JOS. SCHNEIDER & CO., OPT. WERKE

Heute baut er noch Modelle

bald wird er auf einem Fahrzeug der Kriegsmarine dienen. Der Modellbau ist seine Vorbereitung. Dazu braucht er aber einen wasserfesten und farblosen Klebstoff, daher hat er heute auch ein Vorrecht auf

UHU

Der Alleskleber

1087

Hämmern und schrauben ...

dabei können kleine Riß- oder Quetschwunden entstehen, die die Arbeit behindern. Für guten Wundverschluß sorgt zuverlässig und im Handumdrehen der Schnellverband Hansaplast. Er wirkt entzündungswidrig, daher der Satz:

Hansaplast heilt Wunden!

Wenige cm erfüllen den Zweck!

Arzneijäger sind keine Kranken, sondern große Egoisten. Der Arzt verschreibt Arzneien nicht aus Gefälligkeit, sondern um kranke Menschen zu heilen.

TROPON

Mit Tropon-Präparaten haushalten — ein Gebot der Stunde!

Fernunterrichts- Gesellschaft mbH.

BERLIN W 15, Kurfürstendamm 66

Der Weg nach oben steht jedem Tüchtigen offen!

Wir helfen Ihnen diesen Weg ebnen

Fordern Sie daher noch heute unser neuestes Studienprogramm an, wenn Sie Kenntnisse erwerben wollen, die Ihnen den Erfolg sichern

Wir unterrichten durch Fernlehrgänge in:

Maschinenbau / Elektrotechnik / Autobau / Flugzeugbau Betriebswesen / Kurzschrift

3 HERZBLÄTTER

Die Schutzmarke unserer Präparate

TOGAL-WERK GERH. E. SCHMIDT

fabrik pharmaz. u. kosm. Präparate

MÜNCHEN

Agfa

immer ein Zeichen für photographische Wertarbeit

Wehe denen, die von ihnen geliebt werden!

Von Oberleutnant Poljakow

Inhalt des bisher erschienenen Teiles: Im Januar 1943 lief der Oberleutnant Poljakow bei Welikije Luki zu den deutschen Truppen über. Als ehemaliger Offizier der alten estnischen Armee wurde er 1941 von den Sowjets nach Sibirien verschleppt. Dort hatte er Gelegenheit, die „Liebe der Sowjets" kennenzulernen. Schon 1939 waren mehrere seiner Kameraden erschossen worden. Dann brach der Krieg mit den Deutschen aus. Als verdächtiger Este wurde er in ein Sträflingslager der NKWD in den Ural verschickt. Dort brach eine Revolte aus, er kam ins Gefängnis und hatte hier Gelegenheit, andere Opfer der sowjetischen Geheimpolizei kennenzulernen.

Fortsetzung und Schluß.

Abends gegen neun Uhr, ich hatte mich gerade auf dem Boden der engen Zelle niedergelegt, wurde ich zum Verhör gerufen. Dies wiederholte sich zwei Monate lang um die gleiche Stunde. Die Vernehmungen dauerten die ganze Nacht, so daß ich kaum noch Schlaf fand. Man beschuldigte mich der Aufwieglung, doch wehrte ich mich, soweit das meine allmählich versiegenden Kräfte zuließen. Seit der estnische Ringkampfmeister Palusalu, der auf der Berliner Olympiade die Goldene Medaille errungen hatte, von hier mit siebenundzwanzig Esten in Richtung Finnland geflüchtet war, zeigte man sich überwach in Kotlas und versuchte schon den Fluchtgedanken hinter den Stirnen zu erspähen.

Dabei erging es mir noch glimpflich. Einem sowjetischen Fliegeroffizier, den nichts als seine estnische Abstammung verdächtig gemacht hatte, rief man elf Tage lang durch einen Papptrichter „Spion! Spion!" ins Ohr. Zwei Mann wechselten sich in dieser lächerlichen Beschäftigung ab. Nach fünfzig Minuten machten sie jeweils eine Pause, um zu fragen, ob er endlich gestehen wolle, daß er ein Schädling sei. Wie es ihm weiter erging, blieb mir verborgen, denn ich wurde nach zwei Monaten vom Kriegstribunal zwar freigesprochen, doch als nicht restlos vertrauenswürdig in ein Arbeitsstrafbataillon eingereiht.

Seitdem gehörte ich der 113. Arbeitskolonne an. Sie bestand aus vierhundert Esten. Man nannte sie „Tal des Todes". Ihr anzugehören, sagte man mir, hieße langsam zum Tode verurteilt zu sein. In den Baracken, die wir innehatten, hausten früher verschleppte Polen. Wenn die polnische Emigrantenregierung ihre Landsleute in den russischen Einöden suchen sollte, kann ich ihr helfen. Ich habe ungezählte Gräber gesehen, die sie bargen, und lange geglaubt, daß ich einst an ihrer Seite liegen müßte und mir niemand auf dieser Erde ein Kreuz setzen würde.

Wohl bestand ein Gesetz, daß bei über vierzig Grad Kälte nicht im Walde gearbeitet werden sollte, aber man hatte kein Thermometer im Lager. Darum rief man, wenn wir Unwillen zeigten, in Kotlas, sechzig Kilometer südlich, an. Die Antwort war immer dieselbe: „Neununddreißig Grad." Kälter wurde es in Kotlas nie, obwohl man bis zu fünfzig Grad gemessen hatte. Von den vierhundert Esten der Kolonne starben im Januar und Februar 1942 einhundertundsiebzig. Noch ein Vierteljahr, und keiner von uns würde mehr leben. Trotzdem suchte ich mich zu beschäftigen, als wäre mir die Freiheit bestimmt. Ich schnitzte aus einem Walknochen eine Art Brustnadel. „Glaubst wohl, du siehst deine Frau wieder?!" sagte jemand höhnisch hinter mir. Für einen Augenblick ließ ich das Messer sinken. Dann schnitzte und bohrte ich weiter. Und das Schicksal erinnerte sich nochmals meiner. Ende Februar wurde ich zusammen mit siebenundzwanzig Mann aus meiner Kolonne für die estnische Division ausgemustert, die endlich aufgestellt werden sollte. Wir fuhren zurück über den Ural nach Cerbarkuli, wo unsere Einheit lag. An allen Stationen lungerten elternlose Kinder und bettelten uns, die wir nichts besaßen, um Brot an. Die Menschen starben sogar in den Zügen. Sie froren sogleich steif. Wenn der Zug hielt, lud man sie aus und stapelte sie wie Holzscheite an den Bahndämmen auf. Ich sah kaum noch hin. Zuviel Grauen hatte mein Herz so ausgeweitet, daß es das Leid des Nachbarn fast nicht mehr rührte, und doch sann ich nun mit entzücktem Sinn all den Hoffnungen nach, die mir das Soldatsein verhieß. Würden wir nicht bald zur Front marschieren? „Ich komme, ich komme", rief ich leise meiner Frau zu, die ich im Westen am Horizont stehen sah.

Das estnische Korps

Bei der Truppe gab man mir meinen alten Offiziersrang zurück. Es war, als sei alles, was ich durchlitten hatte, nur ein Alptraum gewesen. In der 249. Division, die zusammen mit der 7. Division und einem Reserveregiment das estnische Korps unter General Pärn, einem kaukasischen Esten, bildete, begegnete ich manchem Kameraden von Reval wieder. Trotzdem sprachen wir kaum miteinander. Wir rauchten schweigend und gingen dann auseinander. Dieses gemeinsame Schweigen war das tiefste Zeichen unseres Einverständnisses. Es waren nicht nur mobilisierte Männer aus Estland, die sich nach langem Mißbrauch ihrer Kräfte hier trafen. Auch estnisch sprechende Bewohner der alten Sowjetrepubliken, die Estland niemals gesehen hatten, wurden in das Korps eingereiht.

Einmal trat ein Bauernbursche auf mich zu, der in einem der sibirischen Auswandererdörfer der Esten geboren war und vor seinem Eintritt ins Korps nie einen in Estland Geborenen gesehen hatte. Bereits sein Urgroßvater war ostwärts gewandert. Die Großmutter, die von ihrem Vater darüber gehört hatte, mußte dem Enkel Märchenhaftes von der fernen Heimat der Familie erzählt haben. Er sprach das Wörtchen „Estland" aus, als nenne ein Frommer das Paradies und denke dabei an dessen Wonnen. Die Soldaten hätten ihn bei seinen Fragen immer zum besten, gestand er mir linkisch. Darum wende er sich an einen Offizier. Ob man wirklich in Estland so viel Fleisch essen könne, wie man wolle? Ob dort wirklich die Kühe bis zu zwanzig Liter Milch am Tage gäben? Ob man reisen dürfe, wohin man wünsche? Des Fragens war kein Ende. Daß ich dem Braven nicht die Wahrheit sagen konnte, denn jede Antwort wäre ja ein Vorwurf gegen die Sowjetunion gewesen, quälte mich wie nie. Ich blickte ihm lange ins Gesicht, bis mir die Tränen kamen, weil ich so viel Glauben nur mit so wenig Wirklichkeit nähren konnte. „Wir werden bald dahin zurückkehren!" sagte ich tröstend, ohne zu verraten, was ich bei diesen Worten dachte. Dann ging ich rasch weg, weil sich sowjetische Offiziere näherten.

Es wurde nicht gern gesehen, wenn Offiziere mit Männern aus dem Mannschaftsstand zusammen sprachen. Nicht nur, weil man Absprachen zur Meuterei fürchtete, sondern weil man die Vorteile der Disziplin erkannt und deshalb Befehlende und Gehorchende gern getrennt halten wollte. Nachdem man die Tradition zerstört und ihre Träger beseitigt hatte, mühte man sich nun, die Tradition zu erneuern. Doch verjagt man nicht ungestraft seine Väter aus dem schützenden Himmel, der sich geheimnisvoll über jedem Volke wölbt. Die Hüter eines Volkes sind nichts, was sich wegschicken und wieder rufen läßt, wie es einem gefällt.

Auch die Filme, die man uns zeigte, handelten von der ruhmvollen Vergangenheit Rußlands. Suwarow und Peter der Große wurden als Propheten des Bolschewismus vorgestellt. So diente die Beschäftigung mit der Vergangenheit nur der Selbstverherrlichung. Nirgends entsprang ihr eine echte Verpflichtung. Aber hatte nicht nur der ein Recht, die Vergangenheit anzurufen, der sich als ihr lebendiger Erbe auch dann ihrem Spruche beugen würde, wenn er gegen ihn ausfiele?

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0128

gefördert durch Baden-Württemberg

Die Aussicht, bald an die Front und damit in die Nähe der Freiheit zu gelangen, hatte alle wieder sicherer gemacht. Manche wagten, laut von ihren Erlebnissen zu berichten. Mit Flüchen gegen die Deutschen, die sie in den Bericht ihrer Leiden einflochten, suchten sie ihre Gedanken zu tarnen. So erzählte ein Reserveoffizier, der als Este in Rußland geboren worden war, daß er ab September 1941 als Kraftfahrer in Leningrad tätig gewesen sei. Er verschwieg, daß man ihn aus Mißtrauen nicht als Offizier in die Armee übernommen hatte. Wir ergänzten das Fehlende leicht. Als die Kälte zunahm und durch den Würgegriff der deutschen Hunde, wie er sich verstellend sagte, auch der Hunger, wurde in Leningrad eine Art Leichenfahndungskompanie gebildet. Je fünf bis sechs Mann arbeiteten zusammen. Ein Späher machte die Toten, die von den Hausbewohnern auf die Höfe heruntergetragen werden mußten, ausfindig; die anderen schleppten sie wie steife Puppen herbei und schichteten sie auf den Lastwagen und seinen Anhänger. So konnten sie auf einmal dreihundert bis vierhundert Tote abfahren. Seine Gruppe wurde nach zwölfstündiger Arbeitszeit von einer zweiten abgelöst, so daß die Wagen mit Leichen Tag und Nacht aus der Stadt hinausrollten. Genau rechnete er uns vor, daß sie insgesamt siebenmalhunderttausend Tote abgefahren hätten, darunter manchen ohne Arme und Beine.

Ein Kommissar, der unter uns weilte, lächelte und sagte: „Auch der Mensch ist nur Materie." Diese kühle Antwort schien mir schrecklicher noch als die Vorstellung von den verirrten Taten der Hungernden, die ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren. Wie grausame Bilder suchten uns alle bei dieser Erzählung heim.

Die Ausbildung ging sehr langsam voran. Es fehlte an Waffen. Wir übten mit hölzernen Gewehren. Der Unterricht beanspruchte einen großen Teil der Zeit. In einer politischen Unterrichtsstunde für Offiziere, die der Bataillonskommandeur abhielt, wurden die verschiedenen Regierungssysteme erörtert, wie eines sich aus dem anderen entwickle und wie am Ende der Kapitalismus den Sozialismus hervorbringe. Ein estnischer Kapitän fragte, was dem Kommunismus folgen würde. Die Evolution sei doch etwas Stetiges. Der Kommissar dachte nach. Wie konnte nur jemand, der an einem solchen herrlichen Haltepunkt der Geschichte angelangt war, auf den Gedanken geraten, daß die Evolution hier nicht selbstzufrieden innehalten würde? Aber der Drang zur Wissenschaftlichkeit war zwingender als die Selbstzufriedenheit. „Wahrscheinlich der Anarchismus", sagte der Kommissar schließlich. Wenngleich ihm bei dieser Antwort ein Bild der Gesellschaft vorschweben mochte, wie es Krapotkin und verwandte Geister gezeichnet hatten, sahen wir doch andere Bilder vor uns. „Die Anarchie", übersetzten wir. Sie schien uns lange ausgebrochen.

Im August wurden wir verladen. Die Berge des Ural versanken hinter uns. Als wir Kirow passierten, sahen wir Frauen, die aus Güterwagen Erde ausluden. Ihre Kleider waren anders als die der Russinnen. Wir riefen hinüber, ob sie Estinnen wären. Es war achtzig Meter bis zu ihnen, und der Wind wehte. Darauf hörten sie alle mit Arbeiten auf und bejahten unsere Frage. Sie zeigten auf sich und riefen dabei wohl ihre Namen. Wir sahen nur, daß sich ihre Lippen öffneten; was sie sagten, verstanden wir nicht. Der Wind und das Rollen des anfahrenden Zuges verschlang es. Wir winkten ihnen zu. Sie blickten uns nach, und ihre Gedanken zogen sicherlich mit uns westwärts, dorthin, wo die Heimat war, aus der man sie verschleppt hatte.

Bei Kolomna, südöstlich von Moskau, wurden wir gesammelt. Anfangs schliefen wir auf der Erde unter den Bäumen; später bauten wir uns Hütten. Wir erhielten endlich richtige Gewehre, auch Maschinengewehre. Mit der Bevölkerung hatten wir wenig Berührung. Was heißt Bevölkerung? Außer halbwüchsigen Burschen sah man nur Frauen und Greise. Wenn man einen gesunden Mann im Alter zwischen achtzehn und fünfzig Jahren traf, schien er allen wie ein Geist. Wer Waffen tragen konnte, war längst Soldat, während in den Dörfern die Frauen die letzte Kuh vor den Pflug spannten oder in die Fabriken wanderten. Die gerühmten Traktoren, einst der Stolz des Landes, waren von den Feldern verschwunden. Wohl dem, der sich nicht mit den Nachbarinnen selbst vor den Pflug spannen mußte, wie das Kameraden in den Tundren gesehen hatten!

Aber während sonst der Anblick eines sich opfernden Volkes erfreut und die Kräfte des Betrachters zu einer gleich großen Tat fortreißen möchte, lähmte dieses Beispiel nur und säte Grauen in jedes Herz. Gewiß, um das Bild des Menschen zu retten, werden oft die höchsten Opfer gefordert, die sich für den Ängstlichen oder Argwöhnischen wie eine Aufgabe aller menschlichen Ideale ausnehmen. Aber wer wird hier gerettet? Geschehen nicht alle diese Verzichte mit einer furchtbaren Wollust und einer bösen Freude, die letzten Reste des Menschen in sich zu zerstören? Ich fragte mich oft, warum hier der Mensch sich so zürnt, daß er alles, was heilig an ihm ist, selbstquälerisch auszutilgen verlangt, und fand keine Antwort.

So erhielten die Mannschaften in Kolomna ein Büchlein, in das jeder einschreiben sollte, wie viele Deutsche er töten wollte. Auch der Grund zu solchem Haß mußte verzeichnet werden. Die Zahl von zwanzig Deutschen, die mancher eintrug, wurde von den Politruks für zu gering gehalten. Als ein etwas einfältiger Este in das Büchlein schrieb, die Deutschen seien deshalb seine Todfeinde, weil sie 1918 ein Schwein seines Vaters abgeschlachtet hätten, lachten viele, erst heimlich, schließlich offen. Bald geriet das Buch, in das die Jäger die erhoffte Jagdstrecke zu notieren hatten, als könnte eine solche magische Praktik den Waffen Glück erzwingen, in Vergessenheit. Im Gebrauch aber blieben die Schießbücher, in die wir jeden getöteten Deutschen, dazu den Tag seines Todes und die Waffe, die zu seinem Tode führte, sauber eintragen sollten, wenn wir erst an der Front waren. Der Sowjetbürger liebt den Akkord über alles. Am liebsten würde er seine Soldaten in Maschinen verwandeln, die ein bestimmtes Todessoll liefern. Während andere Völker sich der Taten rühmen, die List oder besonderen Mut erforderten und die obendrein die guten Geister des Augenblicks wie ein Zeichen göttlichen Einverständnisses auf ihrer Seite sahen, wurde uns nur von Helden gesprochen, die viele Deutsche getötet hatten. Selbst Frauen stritten sich um diesen traurigen Ruhm, nach dem kein anderes Volk begierig ist. Diese sehen ihren Stolz nicht in der Vernichtung, sondern einzig im Siege.

November war schon angebrochen, als wir abermals verladen und in Richtung Cholm nach Selischasive gebracht wurden. Hier begann der Marsch zur Front, in den Tod oder in die Freiheit; Glück schien mir in beidem beschlossen. Die Dörfer, die wir berührten, waren ausgebrannt. Nur Krähen wohnten auf den Schornsteinen, die aus der Schneewüste ragten. Die Front schien vor uns zu fliehen. Bald fehlte es an Futter. Die Pferde verendeten zuerst. Merkten die Männer, daß eines niederzubrechen drohte, scharten sie sich darum und folgten ihm, um die ersten zu sein, wenn man ihm den Fangschuß gab. Minuten, und es war zum Skelett geworden. Der zunehmende Hunger ließ nicht zu, daß man das Fleisch erst lange kochte und briet. Ich sah einen Mann mit ungehängtem Gewehr, der einen Pferdeschädel unterm Arm trug, von dem er im Dahinstolpern abbiß. Die Kleidung zerfetzte. Einige hatten keine Schuhe mehr, denn Schnee und Eis zerfraßen das Leder. Sie mußten sich mit Fußlappen behelfen, die sie um ihre Füße gebunden hatten. Welches Aufjauchzen, wenn wir nahen Kanonendonner hörten! Dann glaubten wir am Ziel zu sein. Dort würden wir einer geregelteren Versorgung teilhaftig werden als bei unserm Marsch südwärts im Schatten der Front. Von vierunddreißig Pferden blieben acht. Morgens, wenn wir uns aus den Zelten gruben, waren die Tiere oft tief verschneit. Jeder hoffte auf ihren Tod. Einmal wurden Männer ertappt, wie sie bei einem Fliegerangriff heimlich auf ein Pferd schossen, um es zu Fall zu bringen, als sei es ein Opfer des Angriffs geworden. Einmal nur trafen wir auf Frauen. Sie schienen aus einer anderen Welt, die vor der Schneesintflut gewesen war. In ihre Tücher gewickelt, standen sie vor ihren Häusern und horchten westwärts. Täglich gehe ein Bataillon durch das Dorf hinaus an die Front zur Ablösung, sagten sie weinend. Niemals käme eines zurück. Wo die Männer blieben? Niemand achtete ihren Kummer. Die Hungernden stürzten in die Häuser und raubten das letzte Huhn. Auch Katzen und Hunde schonten sie nicht. Wir waren keine Soldaten mehr, sondern Banditen.

Am 21. Dezember, zweiundfünfzig Tage nach unserm Aufbruch, gelangten wir endlich bei schneidendem Frost an die Front nahe Welikije-Luki. Die Toten vom 8. Dezember lagen noch vor dem Frontabschnitt. Niemand begrub sie. Wem nützten die Toten auch? Ehrfurcht vor den Toten spürte ich nirgends, ein Gefühl der Dankbarkeit für ihr Opfer noch weniger.

Ich stand nachts in der vorderen Frontlinie und horchte hinüber in den Feind. Granatwerfer und Geschütze feuerten unablässig und störten die Ablösung. Wie anders klang das als in den Hörspielen, in denen die deutschen Waffen uns zum Troste verhöhnt worden waren! Neben mir lehnte ein junger Leutnant in den Haustrümmern. Nur eine Kette deutscher Soldaten trennte mich von der Heimat. Dahinter wohnten Frau und Kinder. Dort öffnete sich weit das Haus und rief mich zurück. Ob sie noch lebten? Ich fühlte keine Kälte mehr. Ich blickte zum Himmel, denn mir schien, dort müßten Sterne sein, fand jedoch keine.

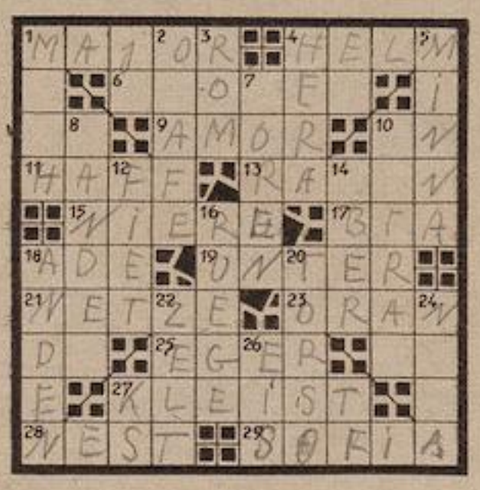
„Was meinen Sie?" fragte mein Nachbar plötzlich. „Sollte man's nicht versuchen?" Ach, ich wußte sogleich, wovon er redete, schwieg aber, denn ich traute keinem. „Sie verstehen doch, was ich meine?" Seine Stimme klang dringlicher, und ich nickte schließlich. „Wollen wir es also probieren!" erwiderte ich in der verhüllten Art, die mich dieses Land gelehrt hatte. Er legte mir die Hand auf die Schulter. „Wenn wir auf Bolschewisten treffen, erklären wir, man hätte uns geschickt", sagte er und sprang schon in Richtung der deutschen Linien, von Schneewelle zu Schneewelle.

Als sei dieses Gespräch nicht nur zwischen uns, sondern zwischen allen geführt worden, sah ich links und rechts von uns Gruppen von Überläufern sich vorarbeiten. Nur jetzt nicht getroffen werden! Noch einmal alles wiedersehen dürfen! Nur noch einmal! Da hörte ich einen deutschen Posten „Halt!!!" rufen. Ich antwortete ihm deutsch mit erstickter Stimme, obwohl ich hätte schreien mögen.

Wenige Tage nur, und alles war wie ein böser Traum versunken, so daß ich jetzt, wo ich mich erinnern will, es kaum in meinem Gedächtnis wiederfinden kann. Meine Frau steht neben mir. Fünfhundert Tage wußte sie nicht, ob ich noch lebte und was ich litt. Wie oft mag sie dem Krieg in ihrem Herzen geflucht haben! Trotzdem widersprach sie nicht, als ich ihr gestand, daß ich wieder Soldat werden wolle, auch um Tirmanns und Luigs willen, deren Ende den grausigen Totentanz einleitete. Wie blaß erscheint mir nun das Bild des berühmten Totentanzes, den wir im Dom bewahren, obgleich er mich doch als Kind so schreckte. Ich habe eine furchtbarere Sprache sprechen hören. Nun, da ich unter den Meinen in Estland weile, scheint es mir unbegreiflich, wie plumpen Ängsten ich bisweilen fast zu erliegen drohte. Doch nur wer in der Hölle war, kann die Ängste der Hölle begreifen.

Hier wird der Geist geschliffen!

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Offiziersrang, 4. soldatische Kopfbedeckung, 6. Stallmeister des Großen Kurfürsten, 9. Liebesgott, 11. Name einer Ostseemeerenge, 13. Liebhaber, 15. Körperorgan, 17. griechischer Buchstabe, 18. Abschiedswort, 19. Karte des deutschen Kartenspiels, 21. Warthezufluß, 23. Stadt in Algerien, 25. Stadt im Sudetenland, 27. Dichter der „Hermannsschlacht", 28. Brutstätte, 29. europäische Hauptstadt.

Senkrecht: 1. Westeuropäischer Fluß, 2. Fisch, 3. europäische Hauptstadt, 4. griechische Göttermutter, 5. Lessingsche Frauengestalt, erprobt im „Soldatenglück", 7 alte Waffe, 8. leicht brennbares Material, 10. griechische Hafenstadt, 12. Metallbolzen, 14. Stadt in Ostfriesland, 16. Tadel, 18. Gebirge in Südamerika, 20. Rumpf einer verstümmelten Statue, 22. leichte Bedachung, 24. kleine Rechnung, 26. Gefrorenes.

Skat-Aufgabe Nr. 11

Mittelhand M. hatte nach Aufnahme des Skates: Rot Unter (Herz Bube); Grün Daus, 10, 8 (Pik As, 10, 8); Rot 10, König, Ober, 9, 7 (Herz 10, König, Dame, 9, 7); Schellen (Karo) 10, 9, 7. Hinterhand H. hat den Alten, 5 Eichel (Kreuz) mit 15, 1 Grün (Pik) mit 4 und 3 Schellen (Karo) mit 14 Augen. Vorhand V. zog bei dem angesagten Gucki-Null-Ouvert von M. Rot (Herz) 8 an. M. hatte durchaus richtig gedrückt. Wie kam es, daß er schon mit dem 2. Stich sein Spiel verlor?

Liebe aus der Ferne

Auf einer „e" im Sommer lag
Der Fritz im Urlaub manchen Tag.
„o", fragt ihr mich? Er sah von da
Das Haus von seiner Monika.

Silbenbaukasten

	durch		der		dies
wer		das		in	und
	ge		nes	zur	
de		les		him	wärts

brü — de — durch — ed — er — kampf — mei — mel — schmerz — will — will — wort.

Die obenstehenden Silben sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß die waagerechten Reihen, fortlaufend gelesen, vier Gedichtzeilen von Theodor Körner ergeben.

Rösselsprung

Auflösungen aus Nr. 12

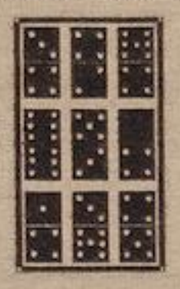
Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Rose, 3. Stint, 6. Boreas, 9. Siel, 11. Aal, 13. Sud, 14. Lie, 15. Senat, 17. Satan, 18. Ate, 20. Ger, 21. Ren, 22. Beet, 25. Keiler, 26. Doris, 27. Egel. — Senkrecht: 1. Regal, 2. Eos, 3. See, 4. Tal, 5. Tand, 7. Riesa, 8. Kaiser, 10. Mutter, 12. Lear, 13. Saar, 16. Enkel, 19. Engel, 20. Gerd, 22. Bei, 23. Eis, 24. Tee.

Skat-Aufgabe Nr. 10: V. drückte Eichel (Kreuz) 10 und Grün Ober (Pik Dame). Spielverlauf: 1. Stich: V. Eichel Unter (Kreuz Bube), M. Rot 7 (Herz 7), H. Rot 8 (Herz 8); 2. Stich: V. Rot Unter (Herz Bube), M. Grün Unter (Pik Bube), H. Schellen Unter (Karo Bube); 3. Stich: M. Schellen Daus (Karo As), H. Schellen 7 (Karo 7), V. Schellen 9 (Karo 9). Welche Farbe auch M. nachzieht, ist gleichgültig, da sie von V. gestochen wird. V. zieht dann mit Rot Daus (Herz As) die blank gespielte Rot (Herz) 10 von M. heraus und erhält den Rest der Karten. Wäre M. am Nachziehen gewesen, so hätte er durch Anzug der Schellen (Karo) 8 noch mindestens 13 Augen für die Gegenspieler gebracht, nämlich: Schellen Ober (Karo Dame), gestochen mit Rot (Herz) 10 = 13 Augen. Hiermit wären die Gegenspieler aus dem Schneider herausgekommen, und V. hätte sein Spiel verloren.

Silbenordnen:

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter euch verlachen!
Erwidert lächelnd ihren Spott und wißt:
Der Spötter Witz kann nichts verächtlich machen,
Was wirklich nicht verächtlich ist.

Domino-Aufgabe:



Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0129
gefördert durch
Baden-Württemberg

L 3040 14/6

Das Dorf der Pferde

Das „Dorf der Pferde" hat Kriegsberichter Werner Spitta den Flecken genannt, in dem er die Aufnahmen auf dieser Seite gemacht hat. Es ist eins der zahlreichen Dörfer, in dem die Pferde der bespannten Artillerie untergebracht sind und in denen man weit mehr vierbeinige Helfer unserer Wehrmacht als Kraftfahrzeuge und selbst Soldaten sieht. Die ganze Bevölkerung steht im Dienst der Pferde, und die deutschen Soldaten wiederum stellen ihre vierbeinigen Kameraden ebenso gern in den Dienst der Dörfler zur Landbestellung.

Im Dorf der Pferde zieht ein Gespann, das sonst nur an die Fahrzeuge und Geschütze unserer Artillerie gewöhnt ist, den Pflug, hinter dem neben der ukrainischen Bäuerin ein oberbayerischer Soldat einhergeht

Es will einmal ein Schimmel werden! Bekanntlich werden Schimmelfohlen schwarz oder braun geboren, um erst später die Farbe der Eltern anzunehmen

Den Pferden scheint es in „ihrem" Dorf nicht schlecht zu gefallen. Der Nachwuchs tummelt sich zwischen Scheunen und Misthaufen ◆ Unten: An der abendlichen Tränke. Die scheinbar wohlerhaltene Kirche im Hintergrund ist in Wirklichkeit halb zerfallen

In der Schmiede des Pferdedorfes. Ein neues Hufeisen geht seiner Vollendung entgegen ◆ Unten: Die Dorfjugend erweckt durchaus den Eindruck, als ob sie mit der deutschen Einquartierung — den Soldaten und den Pferden — einverstanden ist

Bergel & Schmitt
(Z. Zt.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0130

gefördert durch
Baden-Württemberg